

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 10. August 1820.

96

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey K. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tentler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Emerich und Andreas,

Könige von Ungarn.

Von Marianne von Neumann-Meissenthal, geb. v. Tiell.

(Fortsetzung.)

In düsteres Nachsinnen versunken, saß Herzog Andreas an dem stark vergitterten Fenster seines Wohnzimmers, und starrte in die herbstliche Gegend hinaus. Von anhaltendem Regen geschwellt, tobte die Donau am Fuße des Schloßberges dahin, kein Rachen ließ sich sehen, wo sonst zahlreiche Frachtschiffe vorüber glitten. Spärlich fahles Laub zitterte noch an den Bäumen des gegenüber liegenden Waldes. Die nahen Rebhügel, noch vor wenig Tagen der Tummelplatz fröhlicher Winzer, waren ihres Schmuckes beraubt, nur schnatternde Elstern hüpfen darin umher und hielten Nachlese. — Wie ganz anders war das vor kurzem! — Wie ganz anders aber auch sein Schicksal! — Nach einer Krone hatte er geglaubt nur die Hand ausstrecken zu dürfen, zahllose Schmeichler hatten ihm das Gelingen seiner ehrgeizigen Pläne verbürgt, und nun — von allen verlassen, ein Gefangener, lautlose Stille um ihn her, nur durch den immer gleichen Schritt der Bewaffneten, die an seiner verschlossenen Thür Wache hielten, unterbrochen — und — was hatte er zu erwarten? — So wie starrer Frost bald die Erde umfassen würde, streckte vielleicht schon der Tod die Arme aus, ihn zu fassen — denn, würde der König sich auf seinem Throne sicher glauben, so lange er noch athmete? und — wäre ein schneller Tod nicht wünschenswerther, als lange, vielleicht ewige Gefangenschaft? — In diesen schwermüthigen Betrachtungen störte ihn ein Geräusch an seiner Thüre. Um diese Stunde pflegte der Hauptmann, dem er zur Bewachung anvertraut war, nicht zu ihm zu kommen. — Andreas fuhr von seinem Sitz empor, irrend einer schlimmen Nachricht gewärtig; da öffnete sich die Thüre — sein Liebling Elisabeth schlüpfte herein, und stürzte mit dem freudigen Ausruf zu seinen Füßen —

„Vater! lieber Vater, ihr seyd frey!“ — Thränen erslickten ihre Stimme. Dem Gehörten nicht trauend, nahm Andreas das Kind in seine Arme. — „Man hat dich getäuscht, gute Elisabeth —“ sagte er mit Bitterkeit — „nur der Tod wird deinen Vater befreyen.“ — „Nein, nein —“ erwiderte sie eifrig — „ihr seyd wirklich frey; der gütige Oheim hat mir den Auftrag gegeben, euch dieß zu verkünden.“

Die Herzoginn und Bela waren indessen auch hereingetreten, und unter heißen Umarmungen bestätigten sie die Aussage der Prinzessin. „Seht ihr, lieber Vater, daß ich euch die Wahrheit sagte —“ rief Elisabeth — „ich habe aber auch dem König versprochen, daß wir Gott täglich bitten würden, ihn recht lange zu erhalten und gegen alle seine Feinde zu beschützen.“ — Von nie gefühlten Regungen der Reue, der Bewunderung, der Dankbarkeit durchdrungen, rief Andreas: — „Ja, mein Kind, das wollen wir!“ — und sank vor dem Bilde des Gekreuzigten, welches neben seinem Bette stand, auf die Knie; die andern folgten seinem Beispiele, und verharrten so einige Minuten in stillem Gebethe. Am seligsten fühlte sich Gertrude, sie hoffte von diesem feyerlichen Augenblicke eine glücklichere Zukunft.

Mit der größten Schonung ward Andreas von seinem königlichen Bruder empfangen, seine Reue schien so aufrichtig, sein Betragen so voll unverstellter Ehrfurcht, daß selbst Konstantia einigcs Vertrauen zu ihm faßte. Er mußte nebst seinem Sohne Bela am Hofe bleiben; die Herzoginn Gertrude aber kehrte mit Elisabeth bald zu ihren übrigen Kindern nach Dalmatien zurück. Andreas war eigentlich kein böser Mensch, es mangelte ihm nur an Kraft, seine Leidenschaften zu bezähmen; die Großmuth seines Bruders fühlte er tief und innig; er sprach oft von seinen Vergehungen, ohne sie beschönigen zu wollen, er warnte sogar den König vor einigen Großen, die ihm bey seinen Unternehmungen die Hand gebothen hatten, kurz er benahm sich so offen, daß Emerich, dessen zunehmende Schwächlichkeit ihn sein nahes Ende vorhersehen ließ, seinem unmündigen Sohne keinen treuern Vormund, dem Königreich bis zu Ladislavs Volljährigkeit keinen tüchtigern Regenten zu geben mußte, als — seinen Bruder; was auch Konstantia dagegen einwenden mochte, die doch noch nicht so ganz von des Herzogs Sinnesänderung überzeugt war, um von dieser Verfügung Gutes für sich und ihren Sohn zu erwarten.

Wenige Wochen, nachdem der König den Kleinen Ladislav hatte krönen lassen, starb er noch im blühenden Mannesalter zu Erlau, wo er auch begraben ward. Viele ungeheuchelte Thränen flossen bey seinem feyerlichen Leichenbegängnisse, denn seine Güte, seine Herablassung, sein Gleichmuth auch in den größten Widerwärtigkeiten hatten ihm die Herzen aller Gutgesinnten eigen gemacht. Die verwitwete Königin war trostlos, aber sie suchte ihren Schmerz zu bekämpfen, denn sie fühlte, daß sie nun ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Wohl ihres Sohnes richten müsse, dem vielleicht niemand gefährlicher war, als der, unter dessen Schutz er stand. Als sich Andreas nach der ersten allgemeinen Trauer den Regierungsgeschäften unterzog, keimte schon manchemahl der Gedanke in ihm auf, daß er durch eine Reihe von Jahren ein mühsames Amt bekleiden, dann in den Schatten zurücktreten, und einem Jünglinge würde Rechenschaft legen müssen,

der von Konstantien erzogen, ihm wenig Vertrauen schenken würde. Seinen Schmeichlern blieben diese Ansichten nicht lange verborgen; am lautesten stimmten ihm jene bey, die ihren ehemahligen Wankelmuth in Vergessenheit bringen wollten. — „Das Land bedürfe eines kräftigen Herrschers“ — hieß es — „der junge König sey so schwächlich, daß er schwerlich die Jahre der Mündigkeit erreichen würde; indessen sey als gewiß vorauszusetzen, daß die verwitwete Königin sich eine Parthey bilden und alle Verfügungen der Regentschaft mißbilligen werde — nur Zwist und Unruhen könnten daraus entstehen.“ —

Nie hat der Ehrgeiz mehr als Scheingründe bedurft, um seine Pläne darauf zu stützen. Andreas war schon entschlossen, seinem Mündel die Krone zu rauben, ohne es sich selbst noch deutlich einzugestehen. Konstantiens Wachsamkeit war am meisten zu scheuen, daher mußte sie entfernt werden. Unter dem Vorwand, daß in einigen Gegenden Unruhen ausgebrochen seyen, und um dem jungen Könige, der eben eine Kinderkrankheit überstanden hatte, eine Luftveränderung zu verschaffen, schlug Andreas der verwitweten Königin vor, ein Schloß an der österreichischen Grenze zu beziehen, welches in einer reizenden Gegend gelegen war; da er sie zugleich bath, die Krone und den königlichen Schatz mit dahin in Verwahrung zu nehmen, so versah sie sich dießmahl keiner List, und entfernte sich gern von dem Schauplatz ihrer Leiden. Aber kaum hatte sie einige Tage in dem ihr angewiesenen Aufenthalte zugebracht, als sie bemerkte, daß er eher das Ansehen eines Gefängnisses, als eines Hoflagers gewann, indem sich die Wachen von Tag zu Tag vermehrten, und niemand ohne schriftliche Erlaubniß des Regenten Zutritt zu ihr erhalten konnte; ihr selbst ward nur unter starker Bedeckung vergönnt, die Gegend zu besuchen. Der Befehlshaber des Schlosses, Sigismund Graf von Sankt Georgen, ein ernster stiller Greis, dem König Emerich einjt zum Beweis seines Zutrauens die Bewachung dieser Grenze aufgetragen hatte, befolgte pünktlich die Befehle des Regenten, weil er sie der Sicherheit des jungen Königs zuträglich glaubte.

Konstantia beobachtete den Mann eine Zeitlang, sie brachte oft das Gespräch auf den verstorbenen König, und immer zeigten seine Antworten unverstellte Ehrfurcht und Rührung. Der kleine Ladislav hing mit kindlicher Liebe an dem Greise, und wollte ihn gar nicht von sich lassen. Eines Tages konnte die königliche Witwe ihre Gefühle nicht länger verbergen. — „Armes Kind!“ — rief sie aus — „Der Mann, dem du lieblosest, der Mann, der sich so herzlich deines Vaters zu erinnern scheint, ist des Regenten treuester Anhänger.“ — „Sollt' ich das nicht seyn, gnädigste Frau.“ — frug Sigismund ganz erstaunt — „Ich gehorche dem Manne, den König Emerich auf dem Sterbebette zum Reichsverweser, zum Vormund seines Nachfolgers ernannt hatte.“ — „Ihr helft diesem Manne, euren rechtmäßigen König seines Erbes berauben —“ sagte Konstantia unwillig. „Nur euer Schmerz, den ich verehere, benimmt diesem Vorwurf seine Bitterkeit —“ erwiederte der Graf — „aber ihr seyd auch gegen den Herzog ungerecht, der sich so sehr bemüht, wieder gut zu machen, was er ehmahls verbrochen hat.“ — „Und warum leb ich hier als eine Gefangene, warum wird mein Sohn den Augen seiner Unterthanen entrückt, warum erfahre ich nichts von allem, was in-

dessen im Lande vorgeht?" — fragte Konstantia. — „Die Sorgfalt des Herzogs für das ihm anvertraute kostbare Pfand sollte doch nicht getadelt werden —“ entgegnete Sigismund. Konstantia sah ihn einige Augenblicke unverwandt an, dann sagte sie gemäßigter:

„Ihr seyd ein Greis, ihr werdet vielleicht bald vor Gott stehen; könnt ihr mir auf das gesalbte Haupt dieses Kindes zuschwören, daß man euch bis jetzt keinen Befehl gegeben hat, der ihm nachtheilig seyn könnte?" — Ohne einen Zug seines Gesichtes zu verändern, legte Sigismund seine rechte Hand auf Ladislavs Haupt und sagte feyerlich:

„Ich schwöre es bey Gott dem Allmächtigen!"

„Nun so schwört mir auch, daß ihr mir es sagen wollt, wenn euch später solch ein Befehl gegeben würde —“ fuhr die Königin fort. — „Ich schwöre es!" — wiederholte der Greis, und suchte nun so viel möglich Konstantiens Besorgnisse zu zerstreuen, die auch nach diesem Gespräche ruhiger ward.

Einige Wochen später bemerkte Konstantia, daß mehrere Boten des Regenten im Schlosse angekommen waren, ohne an sie den mindesten Auftrag zu haben; Sigismund ward immer nachdenklicher. Eines Abends trat er in das Gemach der Königin, und bath sie nur mit Blicken, ihre Frauen zu entfernen.

„Ihr habt mir Schlimmes zu verkünden —" rief Konstantia, als sie allein waren. — „Leider kanntet ihr die Menschen besser als ich —" erwiderte der Graf. — „Ihr werdet bemerkt haben, gnädigste Frau, daß in verfloßener Woche einer von des Herzogs Leuten hier eintraf. Andreas verlangte von mir bestimmten Bericht über das Befinden des jungen Königs; er habe von andern erfahren müssen — schrieb er mir — daß Ladislav unpäßlich sey. Ich antwortete, man habe ihn falsch berichtet, der König befinde sich wohl. Nach ein Paar Tagen kam ein zweytes Schreiben. — Der Herzog sey bemüßigt, zu glauben, ich wolle ihn täuschen, er könne an der Echtheit seiner anderweitigen Nachrichten nicht zweifeln, und die Sache sey zu wichtig, als daß er nicht auf Wahrheit dringen sollte. Ich wiederholte meine erste Antwort und fügte hinzu: so lange ich lebe, würde ich den jungen König, wie mein Auge zu bewahren wissen. Ich glaubte euch, gnädigste Frau, durch die Mittheilung dieser Botschaften nicht beunruhigen zu dürfen; nun sendet mir aber einer meiner Freunde aus der Hauptstadt einen Gilbothen mit der Nachricht, ich sey zu einer Sendung nach Galizien bestimmt und morgen schon würde ein anderer hier meine Stelle übernehmen, und ich sogleich abgehen müssen. — Möglich, daß der Regent mich meinem jetzigen Amte nicht gewachsen glaubt, allein —" „Das ist's nicht!" — rief Konstantia — „Hier ist keine Zeit zu verlieren — ich muß diese Nacht noch mit meinem Sohne entfliehen. Gedenkt eures Schwures, und helft mir euern rechtmäßigen König retten!" — „Mit meinem Leben," entgegnete Sigismund — „aber wie können in so kurzer Zeit die Anstalten getroffen werden — und wo wollt ihr sichere Zuflucht finden, gnädigste Frau?" — „In Osterreich!" — rief Konstantia. — „Wie? — bey Leopold, dem Busenfreunde des Regenten?" — fragte Sigismund ganz erstaunt. — „Heißt er nicht Leopold der Glorreiche, eine Blume der Ritterschaft?" — erwiderte Konstantia — „und ist es nicht des Ritters heiligste Pflicht, Witwen und Waisen zu be-

schützen? Mögen seine ehemahligen Verbindungen mit Andreas noch so fest gewesen seyn, die Unschuld und das Recht wird er nicht unterdrücken lassen." — Ich ziehe mit euch — gnädigste Frau!" — rief Sigismund nach kurzem Besinnen — „Um Aufsehen zu vermeiden, sollen nur eine geringe Anzahl Bewaffnete uns begleiten, aber solche, von denen ich weiß, daß sie ihren König, und seine erhabene Mutter bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen fähig sind. Ich gehe die Anordnungen zu treffen." —

„Harrt noch einen Augenblick —" rief Konstantia ihn zurückhaltend — „schafft mir eine Rüstung und Waffen, auch ich kann das Schwert führen, wenn es gilt meinen Sohn zu beschützen; meine Frauen dürfen von nichts wissen, sie bleiben hier zurück. Die einzige Kunigunde, Ladislavs Amme, deren Treue und Entschlossenheit ich kenne, soll als Knappe verkleidet mit uns ziehen. Im nahen Walde laßt die Leute mit den Pferden uns erwarten, bis dahin führt ihr uns auf Seitenwegen. Zwey eurer zuverlässigsten Männer sollen das Pferd, welches Kunigunden und meinen Sohn tragen wird, in die Mitte nehmen; einem dritten gebt die Kiste mit der heiligen Krone, denn sie gehört meinem Sohne, so lange ihn Gott leben läßt. Wir beyde führen den Zug, und wenn uns der Himmel begünstigt, können wir in wenigen Stunden jenseits der Grenze seyn." —

Woll Erstaunen über den muthigen Entschluß und die rasche Besonnenheit der königlichen Frau, entfernte sich der Graf, und veranstaltete alles, so wie sie gebothen hatte. Konstantia, deren Besorgnisse immer rege geblieben waren, hatte längst diesen Plan für den äußersten Fall gebildet, deswegen war sie weder sehr überrascht, noch in Zweifel über das, was zu thun sey. Um die gewöhnliche Stunde entließ sie ihre Frauen; Kunigunde schlief nebst dem kleinen Ladislav immer im Gemach der Königin; erschüttert ward die treue Seele, als sie das gefahrvolle Unternehmen erfuhr, aber nicht um ihrer selbst willen; auf den Knien dankte sie ihrer Gebietherinn für die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser-Charakteristiken.

Von G. L. P. Sievers.

Wann speist man in Paris?

Rozebue sagt irgendwo, das Mittagessen mache drey hundert fünf und sechzig Mahle im Jahre die wichtigste Angelegenheit des menschlichen Lebens aus. Er hätte sagen sollen, das Essen überhaupt, denn wenigen Leuten möchte damit gedient seyn, wenn sie nicht auch Morgens und Abends essen sollten.

Wer sich durch seine eigenen Augen von den ungeheuren Anstalten überzeugt hat, welche täglich, ich möchte fast sagen, stündlich, auf den hiesigen Fleisch-, Fisch-, Geflügel-, Mehl- und Gemüse-Hallen zur Befriedigung der allgemeinen Eßlust gemacht werden, wenn da bekannt ist, daß hier mehrere Tausende von Garböden zu jeder Stunde des Tages mit der Zubereitung zum Speisen beschäftigt sind, der sollte kaum glauben, daß es möglich wäre, in Betreff der Essenszeit in Paris in Verlegenheit zu gerathen. Und doch kann dieser Fall eintreten, wie ich so eben zeigen werde.

Zuvörderst sind in Paris eben so wenig, wie auf der übrigen Erde, die öffentlichen Speisehäuser während der Nacht offen (außer bey besondern Gelegenheiten, von denen hier nicht die Rede seyn kann); also muß derjenige, der in der Nacht Appetit zum Essen

in sich verspürt, Morgens hungrig aus dem Bette aufstehen. Nächstem ist daselbst vor Morgens neun Uhr kein Löffelvoll Suppe und kein Mundvoll Fleisch zu bekommen und Abends um neun Uhr alles Feuer verloschen. Daraus ergibt sich also, daß ein Fremder Gefahr läuft, während zwölf Stunden am Tage vor Hunger zu sterben, wenn er nicht während der andern zwölf gehörige Vorkehrungen dagegen trifft.

Allerdings bleibt ihm von Morgens neun Uhr bis Abends neun Uhr Zeit genug, sich so gütlich zu thun, als es immer sein Beutel und Magen gestatten mögen. Aber auch hier fallen Stunden aus, wo er nicht auf der Stelle oder doch nicht eben so gut bedient werden kann, als im übrigen Verlaufe des Tages. So z. B. tritt die wahre Frühstückszeit zwischen eif und ein Uhr, und die wahre Zeit zum Mittagessen zwischen fünf und sieben Uhr ein. Wer vor eif oder nach ein Uhr zum Frühstück, oder vor fünf oder nach sieben Uhr zum Abendessen kommt, der läuft Gefahr, ungare oder verbrannte oder gewisse Speisen gar nicht mehr zu bekommen, überhaupt aber stets kürzere oder längere Zeit warten zu müssen. Es gibt also nur vier Stunden am Tage, wo der Fremde in den Pariser Speisehäusern auf der Stelle und mit den gewünschten Speisen, letztere in der dem Preise angemessensten Weise zubereitet, bedient werden kann.

Wenn es aber für einen genussüchtigen und ungeduldigen Fremden allerdings unangenehm ist, in einer Stadt, wo für Geld alles Mögliche möglich zu machen steht, nicht zu jeder Minute des Tages seinen Hunger stillen zu können, so hat dagegen das Schicksal ein Einsehen in diesen Übelstand gethan und denselben auf eine andere Weise vollkommen wieder gut gemacht. Damit ich es nur kurz sage und die Neugierde meiner Leser nicht zu hoch spanne, es gibt ein Mittel, in Paris zu jeder Stunde des Tages und der Nacht seinen Hunger zu stillen. Es besteht darin, sich auf vier und zwanzig, den Ständen und Stadtvierteln nach verschiedene Häuser, vier und zwanzig wirksame Empfehlungsbriefe zu verschaffen.

Nehmen wir an, der Reisende hat am vorigen Tage ohne Appetit, also weniger, als gewöhnlich gegessen. Er erwacht um fünf Uhr Morgens und verspürt Hunger. Wie aber diesen stillen? In seinem Hôtel garni wird, wie das hier in der Regel in keinem öffentlichen Logierhause geschieht, weder gefrühstückt, noch zu Mittag gegessen; überdem würden auch die Dienstmägde oder Aufwärter oder der Portier, die sich sämtlich erst um ein Uhr und meistens noch später schlafen legen, sehr übel dazu aussehen, wenn man sie schon so früh wieder aufwecken wollte. Auch ist um diese Zeit noch kein Kaffeehaus, keine Weinschenke, kein Speisehaus geöffnet. Was soll nun der Fremde thun? Ich rathe ihm, in der größten Eile aufzustehen, sich anzukleiden und der Chaussée d'Antin zuzueilen. Hier müßte es wunderbarlich zugehen, wenn er nicht noch in einem der vielen Emporkömmlings-Häusern zu der Collation, die daselbst jeden Ball zu beschließen pflegt, zur rechten Zeit kommen sollte. Was die Solidität dieser Mahlzeit anbelangt, so glaube mir der hungrige Fremde auf mein Wort zu, daß kein deutsches Mittagbrot, in welcher Küche dasselbe auch immer zubereitet seyn möge, derselben die Wage zu halten im Stande ist. Der Fremde greift ohne Umstände zu (das kann er um so unbesorgter, als in den genannten Häusern die Gastfreundschaft so recht eigent-lich in's Große getrieben wird) und fühlt sich nun bis wieder um fünf Uhr vollkommen gesättigt.

Ist der Fremde gewohnt, um sechs Uhr zu frühstücken, so dürfte unter seinen Freunden auf der Chaussée d'Antin, welche sich um diese Zeit erst zum Schlafengehen anschicken, wohl wenig Hoffnung dazu für ihn vorhanden seyn. Aber was thut das? Hat er doch auch Empfehlungsbriefe an Fabrikhäuser im Quartier du Marais oder St. Antoine abgegeben! Flugs macht er sich nach einem solchen auf den Weg. Im Augenblicke, wo er anlangt, legt gerade der Hausherr die seidernen Schnüre aus der Hand, welche er beim Anziehen des Kleides um den Ärmel seines Manschettenhemdes gewickelt hat, und steht fix und fertig da, um sich mit seiner Frau und der übrigen Familie an den Theetisch zu setzen, der immer noch so genannt wird, obgleich schon längst kein Thee, sondern Chokolade auf demselben servirt wird. Außer diesem Getränke, welches stets in der berühmten Chokoladen-Fabrik: Au Fiddle Berger, in der Rue des Lombards, die nicht weit entfernt liegt, gekauft wird, trägt man noch Schinken, Würst, gespickte

Gänse, Käse und Wein nebst mehreren Sorten der feinsten Liqueure auf, welchem Allen noch Früchte, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt, als Nachtschokolade gegeben werden. Abgerechnet, daß man weder Suppe noch Gemüse servirt, und daß die Fleischspeisen sämmtlich kalt gegessen werden, ist ein solches Frühstück unter Brüdern des Namens eines eigentlichen Mittagessens werth.

Um sieben Uhr Morgenbrot zu essen, ist unter Deutschen eine nicht unübliche Sitte; in Paris können derselben nur solche Leute folgen, welche sich um zehn Uhr zu Bette legen und um sechs Uhr wieder aufstehen. Dazu gehören alle diejenigen Individuen, die, älter als die Revolution, in den ministeriellen oder administrativen Bureaux als *Chefs de division* oder auf den Komptoiren reicher *Banquiers* als *premiers Commis* angestellt sind. Diesen Leuten pflegt in der Regel die Pflicht obzuliegen, oder sie legen sie sich aus Gewohnheit und Rechtlichkeit von selbst auf, die ersten und letzten auf ihren Arbeitsplätzen zu seyn, um den Untergebenen auf die Federn zu sehen. Sie müssen um sieben Uhr frühstücken, wenn sie um neun Uhr an Ort und Stelle seyn wollen. Hier besteht das Frühstück gewöhnlich aus einer großen Tasse Milchcaffee, aus Butter, Brot, Käse und einem Glase recht guten *Bordeaux-Wein*, dem auf Verlangen des Fremden (die Familie selbst trinkt Morgens keinen Brantwein) ein Gläschen echten Cognac hinzugefügt wird. Man trägt auch kalten Braten auf, wenn solcher vom gestrigen Mittagmahl übrig geblieben ist.

Trifft es sich, daß unser Fremder Lust hat, um acht Uhr zu frühstücken, so kann ihn ein Besuch bey einem jener *Rentirer*, die nebst einigen tausend *Livres* jährlichen Einkommens auch ihre alten Sitten aus den Stürmen der Revolution gerettet haben, aus der Verlegenheit ziehen. Diese Leute, welchen (gleich den Fuhrleuten, welche, da sie nicht mehr fahren können, das Klatschen gern hören mögen), obwohl sie keine Geschäfte mehr auf der Börse machen, es zur andern Natur geworden ist, wenigstens sich täglich ein Mahl an dem Marmeln auf derselben zu ergehen, quartieren sich gewöhnlich in den Quergassen um das *Palais-Royal* ein, wo der Miethzins nicht so theuer ist, wie in den Hauptgassen, und wo man sich dennoch au *centre des affaires* befindet. Es sind meistens sechzig- und mehrjährige kindertose Individuen (die Kinder sind ihnen in den Revolutions- und Eroberungskriegen getödtet worden), welche sich, wie hier unter dergleichen Leuten Sitte ist, um keine Verwandte bekümmern und deshalb am Ende des Jahres Nichts von Nichts aufgehen lassen. In der Regel haben sie auch, um ihr Vermögen desto höher auszubringen, mit liegenden Gründen eine *Leibrente* (*rente viagère*) gekauft. Es ereignet sich wohl, daß dieser oder jener arme Teufel, der eine solche Leibrente zu bezahlen hat, nicht zur bestimmten Stunde seiner Pflicht nachkommen kann. Dann wird er flugs, wie es die Gesehe mit sich bringen, von Haus und Hof gejagt, er verliert alle bisher bezahlten Zinsen und der *Rentirer* verkauft sein Besitztum zum zweyten Male. Diese *Rentirer* führen daher ein sorgenfreyes, sehr gemächliches Leben, und das Frühstück, welches sie dem Fremden serviren, gehört nicht zu den schlechtesten, welches er genossen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

Theater an der Wien. Den 5. d. wurde hier zum ersten Mahl gegeben: *Der Bär und der Bassa*. Posse in einem Aufzug. Nach dem Französischen des *Scribe* und *Xavier*.

Es handelt sich hier eigentlich um zwey Bären, durch welche die Intrigue dieses Stücks geleitet wird. Doch sind diese Hauptpersonen keine wirkliche Bären, sondern ein reisender Bärenführer, der auf Zureden seines Gefährten sich in die Haut eines ihnen unterwegs gefallnen schwarzen Nordländers kleidet, und dem *Bassa Schahabam* zum Zeitvertreib seine Kapriolen vormacht; ferner der geheime Rath des *Bassa*, *Mauschellino* genannt, dem die Rolle eines Eisbären zu Theil wird, der in der Menagerie

des Herrschers mit Tode abgegangen ist, ohne daß jemand es wagt, diese Trauerpost zu überbringen, weil der Verbliebene ein Favorit des Herrn war, dessen Günstiglichkeit solche Geschöpfe besitzen, die über den Stock springen und dergleichen Künste mehr verstehen. Vende maskirte Personagen treffen nun zusammen, ohne daß einer von des andern Maske etwas weiß, attackiren einander in der Angst, und verlieren die Köpfe darüber, worauf nachher in Eile der schwarze Bär den Kopf des weisen, und dieser den des erstern erwischt, welche unbegreifliche Metamorphose dem Regenten viel zu lachen macht, der in Folge dieser guten Laune den Verwegnen endlich Gnade angedeihen läßt.

Diese Poffe selbst ist das Erzeugniß einer muthwilligen Laune, so wie sie hier aber hingestellt wurde, fehlen ihr alle Eigenschaften, um andere Anforderungen, als die simple Lachlust zu befriedigen, nämlich theils die, früheren Zeitverhältnissen angemessene Hauptbeziehung, theils jene mannigfaltigen, in den gereimten Artigkeiten eines Baudenville's enthaltenen Anspielungen auf heimatliche Lokalverhältnisse. Es kostet einige Überwindung, bis man sich dem leeren Possenspiele ungezwungen hingibt, das allerdings zuletzt mit zwey oder drey kräftig komischen Momenten die Nachgiebigkeit in diesem Fall belohnt.

Nachdem die Herren Bären ihre Tausendkünste produziert hatten, traten vier als Tyroloer gekleidete H. H. Choristen herein, und trugen dem Bassa zwey Jodellieder vor, die so großen Beyfall fanden, daß sie den Zuhörern wiederholt werden mußten, ob sie gleich etliche Tage früher ebenfalls waren gesungen und repetirt worden. Zwey dieser Sänger haben sich unlängst in Paris hören lassen und ihre Bewunderer gefunden, worüber man sich nicht wundern darf, da die Jodelsey dort wenigstens zu den Kuriositäten gehört.

Den 6. d. wurde Clara von Hohenreichen aufgeführt. Hr. Ziegler, vom ständischen Theater in Gräs, gab den Ursmar von Adelingen als Gastrolle und stößte schon durch die Wahl dieses empfindsamen ritterlichen Großsprechers eben kein großes Vertrauen ein. Gleich im Anfange zeigte sich, was man am wenigsten erwartete, daß der Gastspieler mit dem Ritterwesen nicht sonderlich bewandert sey, indem die turniermäßige Haltung gänzlich fehlte, und wenn auch der Vortrag im Charakter eines bürgerlichen Liebhabers unserer Zeit gelten mochte, so mangelte ihm doch die einem Helden des funfzehnten Jahrhunderts angemessene Kraft. Die Gestalt selbst, ungeachtet ihres Längenmaßes, war zu wenig männlich und die Gestikulationen würden auch wohl im gewöhnlichen Leben, in dieser Form, für ungelent passiren, daher ihnen ohne Zweifel der mit dem häuslichen Ritterkleide nicht übereinstimmende Mantel zu Hülfe kommen sollte. Der Beyfall war Anfangs ermunternd, späterhin, da selbst das Gedächtniß Mangel an Taktfestigkeit verrieth, abnehmend und mit vor klingenden Negationen untermischt.

Modenbild Nr. XXXII.

Kleid von Perkal mit eingearbeiteten Streifen, die Zungen mit Spitzen besetzt. Die Halskrause von Tufin und gezackt. Der Hut von ungleichtem Batist, mit Bändern geziert.

Robe de Perkal avec des ourlets y travaillés; les festons garnis de dentelles. Fraise de Tufin festonnée. Chapeau de Batiste écrue garni de rubans.

Auflösung der Homonymie und der Charaden im vorigen Blatte:
Strauß. 1. Blumensprache. 2. Glockenspeise.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß.

erpost
vor:
mehr
n des
Köpfe
dieser
zu las
deihen

e aber
s die
gemef:
Bau:
Übers
dings
n Fall

s En:
die so
gleich
bänger
r man
ört.
vom
flöste
großes
e, daß
urnier:
s für:
Hes:
eachtet
wohl
Zweis
e fomm
edäch:
tionen

lets y
ntelles.
eau de

tte:



F. v. St. del.

v. St. Stiden. sc.

R

Don
hier p
und
Seiff
Poste
Com

M

du
ten
err
zu
nic
na
der
seh
me
sch
un
ter
ri
H
ga
te
au

S
se
di
al
G